

# Der Telegraph von Berlin.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich alle Freitage 1 $\frac{1}{2}$  bis 1 $\frac{1}{2}$  Bogen Text. Zu jeder Nummer gehört ein Modenkupfer, welches Abbildungen der neuesten Pariser und Wiener Moden enthält; auch werden von Zeit zu Zeit Zeichnungen der neuesten Meubles etc. beigegeben werden.

Eine Zeitschrift  
für

Der Pränumerationspreis ist für Berlin monatlich 12 Sgr. 6 Pf., vierteljährlich 1 Rthlr. 5 Sgr.; für auswärtige Teilnehmer vierteljährlich 1 Rthlr. 10 Sgr. Die Königlich wohlwollenden Postämter und alle soliden Buchhandlungen Deutschlands nehmen Bestellungen an.

Unterhaltung, Mode, Lokalität und Theater.

Herausgegeben von R. v. Nödern.

Nur im Kraftgefühle  
Männlicher Beharrlichkeit  
Kämpft man sich zum Ziele.  
Matthisson.

N<sup>o</sup> 42.

Berlin, den 20. October

1837.

## Zufall, Bestimmung.

(Fortsetzung.)

Die Mühe, das Feuer zu löschen, wäre ganz fruchtlos gewesen, zumal da alle nöthigen Mittel dazu fehlten. — Eingedenk des Versprechens, welches wir Josephinen gegeben, verschwiegen wir die frevelhafte Absicht dieser Feuersbrunst und zogen uns, von den immer mehr herbeiströmenden Soldaten begleitet, nach der Hauptstraße des Dorfes. Auch hier schien man das Feuer gar nicht bemerken zu wollen, und erst als der Lärm größer wurde, kamen mehrere Bewohner herbei, jedoch durchaus nicht in der Absicht, der Wuth des zerstörenden Elements Einhalt zu thun. Keinem fiel es auf, daß sich der Besitzer des brennenden Hauses nicht sehen ließ, und wir vermutheten, daß sie mit ihm im Einverständnisse begriffen und sicher der Meinung waren, daß die Trümmer des einstürzenden Gebäudes die Schlachtopfer der Rache längst begraben hätten. Von Josephinen sahen wir nirgends die geringste Spur; sie

schien ebenfalls verschwunden zu sein, und meine Besorgniß um sie wuchs mit jeder Minute. Indes da meine Forschung nach ihr unmöglich und unvorsichtig gewesen wäre, so zogen wir uns aus dem Dorfe zurück und eilten dem Platze zu, wo sich der größte Theil des Regiments befand.

Die Mitternachtsstunde war längst vorüber, als ich mich auf ein dürftiges und feuchtes Strohlager hinstreckte. Meine Phantasie war noch lange mit dem Wesen beschäftigt, das bei mir mehr und mehr zu einer himmlischen Erscheinung wurde. Endlich schief ich ein und wurde mit dem anbrechenden Morgen durch das Wirbeln der Trommeln aus den angenehmsten Träumen aufgeschreckt. Josephine war mir erschienen; sie hatte sich freundlich über mich hingebeugt und mir zugestüstert, sie würde mich in Ramur wiedersehen. Ich sollte ihrer nicht vergessen, wenn ich in der fernern Heimath wäre, sie sei unglücklich und nur der Gedanke, mich gerettet zu haben, könnte sie in

ihren trüben Stunden trösten und erheitern, Eben als ich Josephinen, von ihren Worten zur innigsten Liebe hingerissen, erklären wollte, daß ich ihr bis ans Ende der Welt zu folgen bereit wäre, wurde ich aufgeweckt, und der trübe, neblichte Morgen bildete zu dem rosigem Traume einen recht grellen Kontrast. —

Wir marschirten auf Namur zu. Den ganzen Weg über beschäftigte mich das Traumbild, und als ich die Thürme der Stadt erblickte, in welcher ich sie wieder sehen sollte, fühlte ich mich so von Sehnsucht ergriffen, daß mir jede Minute zur Ewigkeit wurde. Wir betraten noch an diesem Vormittage Namur, und kaum hatte ich funfzig Schritte in die Stadt gethan, so sah ich Josephine in Gesellschaft mehrerer Bürgertöchter. Sie erkannte mich auch sogleich, und ein Blick, den sie mir unvermerkt zuwarf, ließ mich glauben, daß sie sich über mein Erscheinen freue. Ich hatte sie indeß bald aus den Augen verloren, und im höchsten Grade darüber unwillig, daß wir nur eine Nacht in Namur zubringen sollten, sah ich vorher, daß ich Josephine nicht einmal würde sprechen können. Ich erhielt mein Quartier in einer der Hauptstraßen angewiesen, und von einem hübschen Knaben begleitet, der sich zu meinem Führer erbot, hatte ich bald den Ort meiner Bestimmung erreicht. Ich trete in das Haus — und wer kommt mir entgegen? — Josephine. Sie flüsterte mir zu, daß ich sie am Abend in Gesellschaft einer ihrer Freundinnen sehen würde, und verschwand. Ich fühlte mich ganz glücklich und um nicht vor Sehnsucht nach dem Abende zu vergehen, warf ich mich, sobald es die Dienstpflicht erlaubte, aufs Lager und schief ruhig bis zur Dämmerung. Ich sprang rasch auf, kleidete mich an und eilte fort. Kaum trat ich aus dem Hause, so war auch Josephine mit ihrer Freundin da. Die Freude sich als meine Retterin anzusehen, wirkte so sehr auf ihre äußeren Reize, daß ihre Anmuth und Liebenswürdigkeit mich mit unnennbarem Zauber erfüllte, und ich gestand ihr offen, daß

ich sie, hätte ich sie nicht wieder gesehen, für eine himmlische Erscheinung gehalten haben würde. Ich verband mit dieser Bemerkung die bescheidene Frage, auf welche Weise es ihr möglich gewesen, die Gefahr, in der wir schwebten, zu erfahren.

Ihrer Erzählung zufolge besetzte den Pächter gegen alle Deutsche, deshalb der glühendste Haß, und mit ihm die glühendste Rache, weil er seine drei Söhne durch den Krieg verloren. Er sah die Feinde seines Vaterlandes für die Mörder seiner Kinder an, und hatte längst bei sich beschlossen, jedem Deutschen, den das Schicksal in sein Haus führen würde, den Untergang zu bereiten. Als wir demnach in sein Haus traten, waren wir bereits als Opfer seiner Rache ausersehen, und Josephine hatte zufällig den Pächter belauscht, wie er seinen Knechten Befehl gab, das Hintergebäude, in welchem für uns das Nachtlager bereitet war, anzustecken. Sie als weitläufige Verwandte des Pächters, war seit einiger Zeit in seinem Hause und daher mit dem Innern desselben vollkommen bekannt. Gerade an jenem Abende hatte sie der Pächter unter mancherlei Vorwänden aufgefordert, die Nacht bei einer Freundin zuzubringen, und so wurde ihr unsere Rettung noch leichter, da ihre Abwesenheit aus dem Hause dem Pächter hinlänglich bekannt war. Uebrigens würde dieser, unsere Rettung nicht im entferntesten ahnen, und sei gewiß der Meinung, sein Racheplan wäre ihm ganz gelungen.

Am Schlusse ihrer Mittheilung lobte Josephine den Pächter für die Liebe, mit der er sie aufgenommen, und sagte mir, daß sie nach Deutschland, und zwar nach der preussischen und braunschweigischen Gränze zu einer alten Tante gehen würde, sobald es nur die Sicherheit der Wege erlaubte, eine solche Reise zu unternehmen. Ueber eine Stunde unterhielt ich mich mit dem reizenden Wesen, dann nahm sie von mir Abschied und obgleich sie unverholen die Hoffnung aussprach, daß sie mich in

Deutschland wieder sehen würde, so schied ich doch mit dem bangen Gefühl einer ewigen Trennung. Ich küßte ihr die Hand, und sie schien aus diesem Akte hinlänglich den Zustand meines Herzens zu erkennen. Ein Blick noch tröstete mich beim Scheiden, als ich aber mein Zimmer erreicht hatte, überfiel mich ein namenloser Schmerz, und ich empfand zum ersten Male in meinem Leben, was es heißt, von den Qualen einer unglücklichen Liebe gefoltert zu werden.

Ich durchwachte eine traurige Nacht, und als ich am Morgen Ramur verließ, war es mir, als ginge ich dem Tode entgegen. Immer schwebte das Bild Josephinens vor mir, und ob ich sie auch seit jener Zeit nicht wieder gesehen habe, so glaube ich doch, daß mich der Zufall, der sie mich finden und kennen lernen ließ, einst glücklich machen und sie mir zuführen wird.

(Schluß folgt.)

### Vom Ursprunge des Zeitmaasses.

(Schluß.)

So wichtig diese Bestimmung des Jahres immer war, so konnte sie doch bei Völkern, die bloß Ackerbau beschäftigte, nicht lange statt finden. Der Unterschied zwischen dem Mondjahre und dem Sonnenjahre ist so beträchtlich, daß in weniger als siebzehn solcher Jahre, die Ordnung völlig umgekehrt sein mußte. Der Sommer trat an die Stelle des Winters.

Diese Verwirrung der Jahreszeiten machte eine genauere Bestimmung des Jahres nothwendig. Es ist nicht zu glauben, daß den Menschen, in dieser Verlegenheit, die abwechselnde Größe des Mittagsschattens, die verschiedenen Punkte des Horizonts, bei denen die Sonne auf und untergeht, und dann die Rückkehr dieses Gestirns zu eben denselben Sternen, lange verborgen geblieben sein sollte. Sie mußten bald gewahr werden, daß die Rückkehr

der Sonne zu einem und eben dem Punkt oder Gestirne, ihnen eben dieselbe Witterung wieder bringe, und daß das richtigste Zeitmaas von der Bewegung der Sonne allein abhänge. Sie beobachteten nunmehr die Sonne und fanden, daß ihr jährlicher Umlauf viel länger sei als die Dauer von zwölf Monaten. Diese Ungleichheit zu heben, suchten sie Anfangs bloß den lunarischen Monat mit dem solarischen übereinstimmend zu machen, welche Absicht sie dadurch erreichten, daß sie der Dauer von zwölf Mondesumläufen, sechs Tage zusetzten. Hierauf bekam jeder Monat 30 Tage, deren das Jahr nunmehr 360 hatte.

Aber auch hierdurch war dem Vorrücken der Jahreszeiten noch nicht abgeholfen: man mußte von Zeit zu Zeit eine gewisse Anzahl Tage oder Monate zusetzen, um die verlorene Ordnung wieder herzustellen.

So war das Jahr in den ältesten Zeiten beschaffen, bis sich die Egyptier ohngefähr 1322 Jahr vor der christlichen Zeitrechnung, durch eine jährliche Einschaltung von 5 Tagen der richtigen Bestimmung des Sonnenjahrs von 365 Tagen merklich näherten. Einige Zeit nachher findet man diese Einrichtung bei den Babyloniern, am spätesten aber bei den Griechen. Dieses neu eingerichtete Jahr hatte aber dennoch den Fehler, daß durch die sechs Stunden, die die Sonne, zu ihrem jährlichen Umlauf, noch über 365 volle Tage braucht, in einer Zeit von vier Jahren, das Jahr wieder um einen Tag verrückt wurde. Da dieser letztern Unvollkommenheit bloß durch die genaueste Kenntniß der Gestirne und die schärfsten Beobachtungen abgeholfen werden konnte; so gereicht es den Babyloniern sehr zur Ehre, der Nachwelt diesen wichtigen Dienst geleistet zu haben. Nicht alle Völker bedienten sich des Sonnenjahrs. Bei einigen blieb das Mondjahre im Gange, wozu die Verehrung, die einige Völker bald der Sonne, bald dem Monde erwiesen, Anlaß gab. Eben so waren auch die Zeiten, von denen man das Jahr zu rechnen

anfang, nicht bei allen Völkern, einerlei. Das chaldäische Jahr fing sich im Frühling, das ägyptische im Herbst an, und zwar beide mit der Tag- und Nachtgleiche. Das älteste attische Jahr nahm mit dem längsten Tage seinen Anfang. Dieses waren die größeren, und unter den alten Völkern am meisten angenommenen Maße, wornach sie die Zeit in Tage, Monate und Jahre eintheilten. Nun mußte man bald Mittel suchen, den Tag als den kleinsten Theil von jenen, in noch kleinere Zeitabschnitte zu vertheilen, und diese wieder mit Richtigkeit zu messen. Der Morgen, der Mittag und der Abend machten die ältesten Eintheilungen des Tages aus: aber auch diese wieder in kleinere Theile zu bringen, hatten die gesitteten Völker verschiedene Mittel angewendet. Die ältesten und gebräuchlichsten darunter waren die Sonnen- und Wasseruhren. Die Babylonier waren die ersten, die sich des Schattens zur Theilung der Zeit bedienten, welches man heut zu Tage noch unter den Landleuten und namentlich bei den Hirten findet.

Eine neue Schwierigkeit für die alten Völker war es, eine genaue Rechnung von dem gefundenen Zeitmaße zu halten. Die Schreibkunst war ihnen unbekannt, und nur die Noth gab ihnen einige Mittel dazu an die Hand. Ein Strick mit einer bestimmten Anzahl Knoten wovon man täglich einen auflöste, diente ihnen statt des Kalenders. Noch in den ersten Zeiten Rom's, schlug man alle Jahre einen Nagel in die Mauer des Tempels der Minerva, und rechnete so, aus ihrer Anzahl, die Zahl der Jahre zusammen.

So mangelhaft alle diese Einrichtungen waren, so kann man doch den ersten Völkern das Lob nicht versagen, daß sie durch ihren unermüdeten Fleiß, von allen Hilfsmitteln entblößt, die größten Schwierigkeiten überwunden, und dadurch sehr frühzeitig den Grund zu einer Wissenschaft gelegt haben, die nur durch eine ununterbrochene Reihe der schärfsten

Beobachtungen, von einer Menge wichtigen Erfindungen unterstützt, zu dem bewunderungswürdigsten Grade der Vollkommenheit gelangen konnte, indem wir sie, zur allgemeinen Wohlfahrt verwendet, in unseren Tagen erblicken.

### Ueber Kaffeehäuser und Barbierstuben in Algier.

(Nach Capitain Rozet.)

Ich zählte in Algier nicht weniger als sechszig von Bewohnern der Stadt gehaltene Kaffeehäuser, doch verdienen von dieser Zahl nur fünf oder sechs die Aufmerksamkeit des Beobachters, da die andern sehr oft in Löchern von nicht mehr als sechs Fuß im Geviert etablirt sind. Das merkwürdigste von allen lag in der Marine-Strasse, nicht weit von der Mosche, es bestand aus mehreren engen, aber sehr langen Gallerien, von kleinen Marmorsäulen gestützt, und auf jeder Seite mit Sitzen versehen, die aus Mauerwerk gebaut und mit groben Teppichen bedeckt sind. Nächst der Marine-Strasse befand sich eine kleine, viereckige, ganz offene Halle, in deren Mitte ein prächtiger Springbrunnen spielte. Das Laboratorium befand sich in der Mitte der Gallerie; es war eine kleine schwarze Küche, vier Fuß weit, worin der Ofen war, und darauf zwei zinnerne grosse Kaffee-Näpfe, während drei andere kleine den Kaffee, der servirt werden sollte, am Feuer warm hielten. Auf jeder Seite der Küche waren zwei ziemlich hohe Holzstöße zum Brennen, doch so gestellt, daß sie hätten leicht Feuer fangen und so das ganze Etablissement verbrennen können. Die Mauren und Türken kamen und kauerten sich ernst auf die Sitze nieder; bald darauf kam der Aufwärter mit brennender Kohle zum Anzünden ihrer Pfeifen und mit einer kleinen Tasse Kaffee ohne Zucker, die in einer andern, halb mit Wasser gefüllten Tasse stand, um sie, ohne sich

die Hand zu verbrennen, halten zu können. Der Kaffee ist schwach, schlecht gemacht, und gleicht einigermaßen dem, den man in England trinkt; doch ist er nicht theuer, denn zwei Tassen kosten nur einen Sou. In allen bedeutenderen Kaffeehäusern trifft man von Nachmittag bis Abend einen oder zwei Musikanten, welche Guitarre spielen, während sie mit Augen und Kopf, Grimassen schneiden, oder ganz ernst und auf's langweiligste eine Violine mit zwei Seiten streichen. Die Anwesenden scheinen ein großes Vergnügen daran zu finden, ihnen zuzuhören und ihre Grimassen mit anzusehen. Die Muselmänner finden sich etwa um zehn Uhr Morgens im Kaffeehause ein, bleiben manchmal den ganzen Tag über, trinken zehn oder zwölf Tassen Kaffee, und rauchen ihre Pfeifen, ohne auch nur ein Wort zu sprechen. Hin und wieder spinnen sich einige außerlesene Unterhaltungen an; manche spielen Dame, besonders in dem eben erwähnten Etablissement; die Spieler sind stets von Zuschauern umringt, die großes Interesse an diesem Spiele zeigen. Andere Versammlungsplätze, welche von den Mauren, insbesondere von denen besucht werden, die neugierig sind oder sich mit Politik abgeben, sind die Barbierstuben, deren es sehr viele giebt. Die Kaufäden, nicht bloß in Algier, sondern in allen Städten der Barberei, sind etwa zwei Meter tiefe und ein Meter weite Löcher in der Mauer, die von den Krämern, wenn sie sich darin niederkauern, fast ganz ausgefüllt werden. Dagegen sind die Barbierstuben geräumiger; sie haben vier oder fünf Meter in der Länge und zwei oder drei in der Breite, ringsherum mit einem Sitz oder Bänken zur Bequemlichkeit der Kunden versehen. Sie sind ziemlich rein; alle Werkzeuge dieses Berufs hängen als Zierde an den Wänden; und in der Barberei gefertigte Gemälde, die glorreichen Seegefechte der Algierer Korsaren darstellend, dienen ihnen zum Schmucke. Den ganzen Tag über sind diese Stuben von denen angefüllt, die ihre Köpfe rasiren oder ihre Bärte kämmen lassen, und von einer großen

Menge müßigen Volkes, das bloß, um die Zeit zu tödten oder Neuigkeiten zu hören, dahin kommt. Da sieht man sie ernst auf ihren Bänken sitzen, wie sie aufmerksam dem Barbier zuhören, der ihnen erzählt, was er weiß und oft auch nicht weiß, oder sich in die Brust wirft und gesticulirt, als hätte er keine Arbeit unter den Händen. Mehrere Complotte zur Vertilgung der Franzosen wurden in den Barbierstuben angezettelt, und von ihnen aus dem Bey von Titeri, ehe er zum Gefangenen gemacht worden, Kunde von den Märschen gegeben.

### Straßburger Pasteten.

Bekanntlich werden diese berühmten Delikatessen aus Gänselebern zubereitet und vorzugsweise nur die größten derselben zu diesem Behufe verwendet. Ein Mitarbeiter an dem Almanach des Gourmands giebt in diesem Werke eine humoristische Beschreibung von der Art und Weise, wie man die Lebern von der nöthigen Größe erhält; er sagt nämlich: „Das Thier selbst muß geopfert werden. Die Gans wird mit Futter vollgestopft, darf ihren Durst nicht löschen, befindet sich vor einem großen Feuer, vor dem sie mit auf einem Brett angenagelten Füßen bleiben muß, und hat, ich muß gestehen, kein angenehmes Leben. Die Qual würde ganz unerträglich sein, wenn nicht der Gedanke an das Schicksal, das ihr bevorsteht, ihr zum Troste gereichte. Diese Aussicht läßt sie ihre Leiden muthig ertragen, und wenn sie bedenkt, das ihre Leber, größer als sie selbst, mit Trübseln gespickt und in eine wissenschaftlich bereitete Pastete gekleidet, den Ruhm ihres Namens über ganz Europa verbreiten wird, ergiebt sie sich in ihr Schicksal und vergießt nicht eine Thräne.“

### Uneigennützigkeit.

Dr. Burnei erzählt von der einst gefeierten Sängerin Signora Testi folgendes Beispiel einer seltenen, fast romanhaften Uneigennützigkeit. Er sagt nämlich: „die große Sängerin Signora Testi, die vor 50 Jahren (1773) sich vor Allen auszeichnete, lebt jetzt in Wien. Sie ist jetzt über achtzig Jahre alt, hat aber die Bühne längst verlassen. Noch steht sie bei der Kaiserin in hoher Gunst. Ihre Geschichte ist ziemlich seltsam. Sie stand in Verbindung mit einem gewissen Grafen, einem durch seinen Geist ausgezeichneten Manne, der sie so sehr liebte, daß er ihr seine Hand anbot, was damals in Deutschland sehr viel sagen wollte. Sie versuchte, ihn von seinem Vorhaben abzubringen und stellte ihm alle übeln Folgen einer solchen Heirath vor, aber er achtete auf keine Gründe, und wollte sich durchaus nicht abweisen lassen. Als die Sängerin endlich sah, daß Alles vergeblich sei, verließ sie ihn eines Morgens, ging auf die Straße hinunter, wendete sich an einen armen Mann, einen Bäckergehilfen, und bot ihm 50 Dukaten, wenn er sie heirathen wolle, nicht um mit ihr zusammen zu wohnen, sondern wegen eines Planes den sie vorhabe. Der arme Geselle willigte sogleich ein, dem Namen nach ihr Mann zu werden, und sie wurden kurz darauf förmlich getrauet. Als der Graf nun seine Bewerbungen wiederholte, sagte sie ihm, es sei ihr nun ganz unmöglich, seinen Wunsch zu befriedigen, da sie bereits die Frau eines Andern sei, — ein Opfer, das sie seinem Namen und seiner Familie gebracht habe.

### Eine ärztliche Berechnung.

Ein berühmter englischer Arzt fand bei der Berechnung, was ihm jede gewöhnliche Veranlassung zu Krankheiten einbringe, folgendes

Resultat: Bälle, Theater und Kirche 1600 Pf. St.; Wein und andere geistige Getränke 1300; Faulheit 1000; Uebermaß im Essen 1300; Quacksalberei 900; Kummer 850; unglückliches Spiel 900; Ansteckung 900; Studiren 950; Romanlesen (?) 450; der Arzt 1500 Pf. St.

### Königliche Schauspiele.

Donnerstag den 12. October. Zum Erstenmale: Die Einquartierung. Lustspiel in drei Aufzügen von Gustav von Barnikow.

Hier haben wir ein Original-Lustspiel. In unserer Zeit, wo die Bühne mit Uebersetzungen aus dem Französischen und Englischen völlig überschwemmt wird, sollte man ein Originalstück doppelt freudig begrüßen, seine Schwächen schonender verdecken und seinen Dichter doppelt ehren. Aber dies Alles ist für den vorliegenden Fall unmöglich. Wir haben es mit einem absoluten Nichts zu thun. Das in Rede stehende Lustspiel hat drei Akte und war schon um 6½ Uhr aus; der erste Akt spielte 14 Minuten und hat wenn ich richtig gezählt habe 14 Scenen, worunter 3 Monologe. So etwas giebt es nicht mehr. Diese unziemlichen Neußerlichkeiten werden durch den innern Unwerth überboten; es hat keine Intrigue, keine fortschreitende Handlung, keine Charaktere. Es ist auch ein moralisches Unding, denn als die junge 17jährige Marie hört, daß der alte siebenjährige Regimentsarzt bei ihrem Vormund einquartiert werden soll, bittet sie den Quartier machenden Unterofficier um Gotteswillen, er möge doch dafür sorgen, daß an dessen Stelle ein junger hübscher Lieutenant komme. An Unsinn fehlt es in keiner Scene. Marie greift einige Accorde auf der Guitarre, und Graf Adolf ruft im Nebenzimmer: „Welch' eine bekannte Melodie!“ Der alte Vormund

ist Doktor beider Rechte und läßt sich auf eine so tölpelhafte Weise pressen, daß die juristische Fakultät ihm sein Diplom zerreißen müßte. Von theatralischer Deconomie versteht der Verfasser gar nichts: Es kommen in dem Stücke nur sieben Personen vor, davon sind zwei total überflüssig, nämlich eine Madame Grünberg (Madame Komitsch) und der Stadtkämmerer Fröhlich (Herr Schneider). Was soll man zu dieser Misere weiter sagen? die Darsteller, zu welcher, außer den beiden, bereits Genannten Herr Bern (D. Grimmel); Fr. A. von Hagn (Marie), Herr E. Krüger (Graf Adolf), Herr Erüsemann (Baron Ehrenstein) und Herr Franz (Unteroffizier Burremann) gehörten, thaten ihr Möglichstes, jeder nach seinen Kräften, um den schwachen Bau zu tragen, es war aber unmöglich: das Stück fiel eclatant durch.

\* \* \*

Am 15 October. Zur Höchsten Geburtsfeier Seiner Königlichen Hoheit des Kronprinzen. Im Opernhause: Rede, gedichtet von L. Thebesius, gesprochen von Madame Werner. Hierauf zum ersten Male: Die Gesandtin. Oper in 3 Abtheilungen, von Scribe und St. George. Musik von Auber. Uebersetzt vom Freiherrn von Lichtenstein. Regisseur: Carl Blume.

Das Ganze, hier gebotene ist ein heiterer, in fröhlicher Stunde geborner Scherz, der nicht zergliedert und mit strengprüfendem Auge betrachtet sein will. Die Ereignisse in dem Leben einer unlängst von der Bühne abgetretenen, berühmten Sängerin, geben das Hauptmaterial zu diesem Scherze ab. Da aber dieser Stoff unmöglich für drei Akte ausreichen konnte, so mußte das Bühnenleben, das theatralische Thun und Treiben den Dichtern aushelfen, und sie ließen es sich angelegen sein, die Schattenseiten desselben gehörig hervorzuheben. Die Musik ordnet sich bescheiden dem Texte unter, sie giebt sich nicht für mehr als sie sein soll, nämlich die freundliche und liebliche Begleiterin

der heitern Scherze, aus welchen die Oper zusammengesetzt ist. Sie ist witzig und graciös, wie der Text, sie drängt sich nicht vor, und der Komponist zeigt nirgends die Absicht, sich auf Kosten der Dichter und der Gesamtwirkung geltend zu machen. Es finden sich viele Reminiscenzen vor, aber hin und wieder wird man durch originelle Wendungen überrascht, und die Instrumentirung ist durchgängig vortrefflich zu nennen. Die Aufführung gereicht dem Personal unserer Oper zur großen Ehre und es drang sich dem Zuschauer die erfreuliche Bemerkung auf, daß unsere Operisten nun auch wieder spielen lernen, was sie bei dem frühern, fortwährenden großen Operspectakel entweder verlernt hatten, oder gar nichts lernen konnten. Vor allem muß Dlle. S. Löwe (Antoinette) mit Ruhm genannt werden, denn sie zeigte sich nicht bloß als fehlerfertige, gebildete Sängerin, sondern auch als treffliche Schauspielerin. Dlle. Grünbaum (Charlotte) bewegte sich in ihrer Rolle mit vielem Humor, und Herr Mantius (Benedikt) bewies, daß er neben seinem schönen Gesangstalent auch den Schauspieler fortwährend zu cultiviren bemüht ist. Herr Bader (Graf Balberg) gab seine Rolle mit vielem Anstande. Herr Zschische (Fortunatus), Mad. Valentini (Gräfin) und Frau von Brochem (Mad. Baranel) spielten zur allgemeinen Zufriedenheit. Das Arrangement war sehr aufmerksam behandelt, und die ganz neue Erscheinung einer Loge des Theaters auf dem Theater mit dem Publikum und einer Bühne, hatte viel Anziehendes und Ueberraschendes. Die Oper wurde sehr gut aufgenommen.

\* \* \*

Im Schauspielhause: Rede, gedichtet von L. Thebesius, gesprochen von Madame Komitsch. Hierauf zum Erstenmale: Die Geschwister. Schauspiel in 5 Abtheilungen von E. Leutner. Regisseur: Stawinsky.

Es hatte sich, lange vor der Aufführung im Publikum das Gerücht verbreitet, daß

Schauspiel „die Geschwister“ sei von Kaupach, und dieser wolle sich deshalb nicht nennen, weil er, mehrerer vorangegangener ungünstiger Erfolge halber, das Publikum gegen sich eingenommen glaube. Diefem Gerüchte hat Kaupach durch die Zeitungen widersprochen, er lehnt die Autorschaft ab. Es wäre recht gut für Kaupach, wenn er der Verfasser der „Geschwister“ wäre, er zählte dann der guten Werke eines mehr. Für das Publikum ist es besser, daß Kaupach nicht der Verfasser ist, denn es hat einen Dichter mehr, von dem es, nach diesem Stücke zu urtheilen, noch viele reiche Genüsse erwarten darf. Das Stück vereinigt alle Vorzüge eines guten Drama's: eine interessante Handlung die sich nicht überstürzt, aber doch eine stets wachsende Theilnahme erzeugt und auf fünf Akte mit weiser Ueberlegung vertheilt ist; eine folgerechte, durchgebildete Charakteristik, einen geistvollen, weder pomphaften, noch schleppenden Dialog, mitunter ein schlagender, sicher treffender Witz, eine feine Bemerkung, eine eindringliche Lehre; — was fordert man mehr? Es soll hiermit nicht gesagt werden, daß das Drama durchaus vollkommen wäre, daß es nicht einzelne kleine Mängel hätte, aber diese werden von den Vortrefflichkeiten desselben zehnfach überwogen, und der große Haufe bemerkt sie kaum. Die Darstellung war im hohen Grade befriedigend, die betreffenden Schauspieler hatten die Wichtigkeit der ihnen gewordenen Aufgabe erkannt und waren mit Ernst an's Werk gegangen. Zuerst nenne ich Dlle. Hulda Erck als Eugenie Waller, die durch ihr vortreffliches Spiel wahrhaft überraschte, was um so mehr Anerkennung verdient, als sie in der letzten Zeit weniger Gelegenheit hatte, sich für ihren Beruf fortzubilden. Mit gleicher Anerkennniß nenne ich Herrn Devrient als Advokat Waller und Herrn Grua als Referendar Wilberg, sie haben beide gezeigt, daß sie den ihnen gewordenen, nicht leichten Aufgaben vollkommen gewachsen waren.

h. S.

### Miscellen.

In einer der Soiréen der Madame Sophie Gay, als es bereits Mitternacht geschlagen, forderte die Fürstin Beglioso den Dichter Mery auf, eine schreckliche Geschichte zu erzählen, welche der junge Fürst von der Ruskowa auf dem Pianoforte begleiten sollte. Der Aufgeforderte ließ sich nicht lange nöthigen. Um das schauerliche der Erzählung zu erhöhen wurden die Lichter, bis auf eine dem Verlöschen nahe Lampe hinausgetragen. Der Erzähler wühlte eine Stunde lang in Leichen, Blut, Kerfern, Ketten, Dolchen und Schrecken dermaßen herum, daß, als man das Licht wieder brachte, zwei Damen ohnmächtig auf den Divans lagen.

Georg IV. war ein leidenschaftlicher Verehrer vom Wettrennen. Noch in seiner Sterbestunde interessirte er sich für das Wettrennen zu Ascot, welches gerade statt fand; denn nach jedem Wettlaufe mußte ein expresser Bote an ihn abgeschickt werden.

Von einem Mathematiker ist die Berechnung gemacht worden, daß die ganze Bevölkerung der Erde, auf einen Punkt zusammengedrängt, nicht mehr Raum einnehmen würde, als Paris. Nimmt man die Bewohner der Erde zu einer Milliarde an und giebt jedem anderthalben Quadratsfuß Platz, so würde die ganze Menschenfamilie auf einem Raume von etwa vier und einer halben Stunde Platz haben.

Beilage



Den 20. October 1837.

## Neueste Pariser Moden.

Damen - Moden.

Paris, den 10. October 1837.

Wir bemerkten mehrere elegante Mäntel von Sammet, Atlas und Caschemirienne. Der größte Theil derselben hatte keine Aermel, wir sahen viele breite Frangen, die Gürtelschnüre und Taillenbänder richten sich nach den Frangen.

Mehrere Mäntel sind lang und herabhängend. Zwei Zeugbänder von der Farbe des Mantels, welche einen Revers bis unten bilden, hängen mit einer großen Pele-rine zusammen.

Auch sind viele Mäntel mit Pelz garnirt.

Der Mantel, welchen die geehrten Leser und Leserinnen auf unserm heutigen Modenkupfer sehen, ist eine der elegantesten Neuigkeiten, die wir bisher gesehen haben. Der Kragen ist von gesticktem Sammet von der Farbe des Mantels; übrigens giebt der Name des Hauses, in welchem er angefertigt worden ist, die beste Bürgschaft für den geschmackvollen Schnitt und die Ausführung desselben. Alle Moden aus den Magazinen der Madame Popelin Ducare tragen das Gepräge des guten Geschmacks und der Originalität.

Des Morgens auf der Promenade sieht man große Atlas Shawls in hellen und dunkeln Farben, die entweder gestickt oder einfach und mit breiten Frangen von schwarzen Kanten garnirt sind. Man trägt ferner sehr hübsche Ueberröcke von sehr feinem Wollenmousslin, welche mit blauem oder rosa Atlas gefüttert sind. Die Durchsichtigkeit der Wolle gewährt den graziosen Anblick.

Die Hüte sind jetzt ein wenig kleiner als im vergangenen Sommer; man garnirt sie mit Sammetbändern.

Die eleganten Damen tragen im Hause Schlaf Röcke von wattirtem Foulard.

Die kleinen schwarzen mit Kanten garnirten Pele-rinen sind noch immer sehr modisch.

Zu seidenen Kleidern trägt man auch weiße lange halbwerte Aermel von Tüll oder Indischem Organdi; wir glauben daher, daß diese Mode in diesem Winter allgemeiner werden wird. Die Bracelets zieren vollkommen den untern Theil der Aermel; wir wollen hier einige erwähnen, welche unten an der Hand von einer goldenen Schlange, deren Kopf ganz aus Smaragden, Rubinen und Saphire bestand, gehalten wurde. Diese Schlange bildete drei Ringe, welche bis zur Mitte des Armes gehend, hier den Aermel mit einer außerordent-

lichen Grazie hielten; eine ähnliche Schlange bildete eine Nadel auf den Falten des Kleides.

Die schönsten Phantasie - Kleider, welche man jetzt sieht, sind von Caschemirienne oder Wollenmousslin und mit Seide oder Caschemir - Wolle gestickt. Die farbige Seide mit Bouquets und Guirlanden auf aschgrauem, grauem oder weißem Mousslin, ist die schönste Phantasie, welche man sich erdenken kann; die prächtigern Kleider haben Bolans und Garnituren, welche in demselben Geschmack festonnirt sind.

Zu Negligé - Anzügen sind die gestreiften Wollenmoussline beliebt, die rosa, kirschbraunen, blauen oder grünen Streifen sind mit schwarzen oder braunen satirirten oder gepirten Fäden eingefast. Man sieht ein, daß der Wollenmousslin nur durch seine Feinheit, den Reichthum seiner Stickereien und die Neuheit seiner Muster das Privilegium in der Mode behaupten kann.

## Modenkupfer No. 42.

1. und 2. Neue Mäntel.
3. Pariser - Herrn - Herbst - Anzug.

## Kalligraphisches Meisterstück.

Unter den Kunstprodukten, welche in der neuesten Zeit von den Künstlern hiesiger Residenz geliefert worden sind, ist unstreitig das schönste in seiner Art der Ehrenbürgerbrief, welchen die Stadt Berlin für Sr. Majestät dem Kaiser von Rußland hat anfertigen lassen. Weder in England noch in Frankreich, um nur diejenigen Staaten anzuführen, in denen Künstler auf Rivalität Anspruch machen können, ist nach dem Dafürhalten sachverständiger Männer, je ein solches Meisterstück der Kalligraphie angefertigt worden. Man kann daher mit Recht behaupten, daß dieses Kunstwerk in Europa bis jetzt einzig in seiner Art dasteht. Die Erfindung, die Herr Schüze in der neuesten Zeit durch das Anwenden der Goldschrift gemacht hat, ist hier auf eine so geschmackvolle und geniale Weise angewendet worden, daß der Beschauer in der Bewunderung die Mühe der Arbeit vergißt.

Auf weißem Pergament ist mit neun verschiedenen Arten von Gold das von der Behörde vorgeschriebene

Document aufgezeichnet. Jede Zeile hat verschiedene Typen und jeder einzelne Buchstabe seine eigenthümliche Arabesken. Der Name Nicolaus I. strahlt von goldenen Sternen umgeben, durch wohlangelegten blauen Grund erhoben, besonders hervor.

Je nachdem man das Ganze von verschiedenen Seiten betrachtet, erscheinen die Lettern bald en bas relief, bald en haut relief, bald ganz flach, und die verschiedenen Goldarten geben demselben besonders bei hellem Sonnenlichte jedesmal verschiedene Tinten.

Die zuvorkommende Güte des genialen Künstlers hat bis jetzt jedem gern den Zutritt gestattet, und es ist nur zu bedauern, daß das Kunstwerk in den nächsten Tagen, seiner Bestimmung gemäß, nach Petersburg abgehen soll; doch fertigt der Sohn ein fac simile an, welches gewiß, wenn es auf die Kunstausstellung gebracht werden dürfte, die Bewunderung des Publikums erregen wird.

v. Naedern.



### Telegraphiden.

Lord Sparks bezahlte neulich einem Gärtner in London dreißigtausend Thaler für eine Georgine mit ausgezackten Blättern; ein anderer, welcher eifrig nach Gegenständen sucht, die eine Erinnerung an Napoleon gewähren, kaufte kürzlich für 35 Thaler eine seltsame Reliquie des Kaisers, nämlich: die Spur eines Nagelstrichs, den Napoleon einst an eine Rechnung machte die ihm ein Zahlmeister vorlegte. — Die Engländer haben doch für ihre Neigungen immer Geld.

Englische Speculanten gehen damit um in der Türkei Eisenbahnen anzulegen. Der Sultan der alles Neue mit Leidenschaft ergreift, soll nicht abgeneigt sein, auf die Vorschläge einzugehen. — Ueberall Eisenbahnen! — nur im nördlichen Deutschland bleiben die angefangenen beinahe stecken, und werden die projectirten vernachlässigt, wenn nicht gar vergessen.

Unter den jetzigen europäischen Schriftstellern giebt es einen König (Ludwig von Baiern), drei Herzöge (Herzog Max von Baiern, unter den Namen Phantassus, der Herzog und die Herzogin von Abrantes), drei Fürsten, (Prinzess Auguste von Sachsen, Odeschalli und Pückler-Muskau), elf Lords, vierundachtzig Grafen und Viscomtes und neununddreißig Gräfinnen.

Von den „Original Beiträgen zur deutschen Schaubühne“ von der Prinzessin Amalie von Sachsen, ist der zweite Theil erschienen. Er enthält: Die Fürstenbraut, der Landwirth, und der Berlobungsring, wovon das erste ein Schauspiel und die beiden andern Lustspiele sind. Das dafür gezahlte Honorar (275 Thaler) ist von der Verfasserin wie das für den ersten Theil dem Frauenverein in Dresden übergeben worden.

Kürzlich ist in der Druckerei des Senats zu St. Petersburg eine neu erfundene Druckerpresse aus der Fabrik des Mechanikus Schuhmacher in Hamburg aufgestellt worden, welche zwei Formen auf einmal druckt, durch einen Mann ohne große Anstrengung leicht bewegt wird, und in der Stunde 1600 — 2000 Exemplare auf beiden Seiten bedruckt liefert. Die Maschine ist sehr einfach, ohne alle Schnüre und Bänder, an deren Stelle hier Federn die Bogen ergreifen und abwerfen, kostet aber 1200 Thaler. Die obige Maschine ist die sechste dieser Art aus der Schuhmacher'schen Fabrik.

In Belgrad erscheint seit 1833 ein serbischer Almanach: Urania, herausgegeben von dem Professor Isailowich. Der Jahrgang 1837 enthält unter Anderm auch eine Novelle von Anna Jefremowna Obrenowich, der sechszehnjährigen Tochter des General-Majors Obrenowich, Bruders des Fürsten Milosch. In einem, dem Praenumeranten-Verzeichniß steht der Name des Pascha von Belgrad oben an, und zwar mit türkischen Buchstaben abgedruckt.

In dem Garten des Barons von Othée in Lüttich befindet sich gegenwärtig ein amerikanischer Tulpenbaum von 72 Fuß Höhe und 90 Fuß Umfang der Krone. Merkwürdig dabei ist, daß der Baum nicht im feuchten Grunde, sondern auf einer Anhöhe steht und doch zu dieser außerordentlichen Entwicklung gelangt ist.

Von Zschokke's „die Branntweinpest“ ist eine zweite wohlfeilere Auflage für unbemittelte Volksklassen erschienen.

Ludwig Bihl, der Dichter der Rabbilieder wird einen deutschen Musenalmanach für das künftige Jahr in Paris herausgeben.



